

Eine kleine Spur Fremdheit – Zum Tode von Roger Bauer

Es war im Sommer 1969, als ich, entmutigt von einer ideologiekritisch sezierenden oder träge deutschtümelnden Germanistik innerlich kapitulierte und in die Kunstgeschichte fliehen wollte, als ein ›Neuer‹ an die Universität München kam. Plötzlich war dieser lähmende Mief aus Präntention und Provinzialität wie weggeweht, und der Atem wirklicher Literatur hielt Einzug. Statt zum x-ten Mal »Jung-Deutschland«, »der frühe Goethe« und »Biedermeier« standen Mallarmé und Baudelaire auf dem Programm, Décadence, l'art pour l'art, Goldoni, europäisches Theater und ein anderer Stil, ein Hauch von Frankreich wehte durch den deutschen Hörsaal ...

Was sich bis heute noch immer unattraktiv »Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft« nennt, hatte plötzlich Gestalt und einen Namen bekommen – den Roger Bauers. Er gehörte sicher nicht zu den vielen ideologischen Trittbrettfahrern, die seinerzeit mit wohlfeilem Gestus Sympathisanten um sich scharten. Was Massenphänomene anbelangt, war er, geprägt durch die Erfahrungen des Holocaust, durch und durch ernüchtert und skeptisch geworden. Dass eine standhaft gegen den Trend gerichtete Eigenständigkeit, wenn man will, sogar ein ›à rebours‹, ein gegen den Strich und Strom gerichteter Lebens- und Lesestil ein glaubhafter Weg, jenseits von ›progressiv‹ und ›reaktionär‹, sein kann, hatte ich seinerzeit allenfalls instinktiv begriffen.

Eine ganze Reihe weiterer Gewohnheits-Momente kamen im Weiteren auf den Prüfstand: der Zusammenhang zwischen Systemdenken und literarischer Sensibilität, die endgültige Einsicht, dass moralisierendes Gesinnungsgehabe und literarische Qualität natürliche Todfeinde sind, dass l'art pour l'art die eigentliche Form des Engagements sein kann und dass die damit verbundene nonkonformistische Haltung auch und gerade eine Schulung der Zivilcourage darstellt, ohne dass man großartig von Ethik, Moral und Werten schwadronieren müsste. Und natürlich, dass Europa mehr war als nur ein interessantes Referenzfeld, nämlich ein plurikultureller, oft schwieriger Lebensraum. Sein Elsaß, in dem er 1918 geboren wurde, war sicher alles andere als eine nostalgische Idylle. War vielmehr ein Territorium der Hybridität. Ein Etwas, das auf genuin »komparatistische« Art schulte. Auch dies alles geschah ohne bekenntnishaften, präntiösen Gestus. Europa nicht zu repräsentieren, sondern es zu beleben, heißt einen *Stil* des Denkens, des Fühlens zu kultivieren. Einen siebten Sinn des Differenzierens, Ironisierens, ja des Relativierens nicht peinlich berührt zu verdrängen, sondern kreativ zu entfalten. Dass zu dieser Lebensphilosophie Kategorien des *Ästhetischen* gehören, nein, nicht nur gehören, sondern ihre Essenz sind, war die vielleicht zentrale Erkenntnis, die sich in seiner letzten Dekade zur wissenschaftlichen Gewissheit verdichtete. Die lange gedankliche, konzeptionelle und gestalterische Arbeit an seinem großen Buch, der *Schönen Décadence*, das nun auch in französischer Fassung vorliegt, ist das bleibende Resultat dieser Erkenntnis.

Sein früheres *opus magnum*, *La réalité royaume de dieu*, der Wirklichkeit als »Gottesstaat«, von 1965 sollte man nicht als Widerspruch hierzu verstehen. Im Gegenteil: Hinter dem enigmatischen Titel verbirgt sich eine höchst urbane Recherche nach einer artistischen Theater- und Lebenskultur auf kakanische Art, wobei ›Habsburg‹ als Chiffre für ein System steht, welches Pluralität und Hegemonie auf souveräne Art zu verbinden wusste.

Was mittlerweile zum wohlfeilen »Knochen-Hebräisch« (P. Celan) verkommen ist, der »Diskurs« über jüdische Literatur, war ihm kaum je Thema; gleichwohl der damalige »Normalien« den späteren Lehrer an dieser Institution Paul Celan und viele andere jüdische Autoren persönlich gut kannte. Es mag mit jener Eigenschaft zusammenhängen, um die in einem Aufsatz von 1972 (»Wie und warum wurde ich Literarhistoriker?«) die Argumentation kreiste – einer stark ausgeprägten Scheu vor Indiskretion. Es war nicht das Unwichtigste, was ich seinerzeit am Deutschen Seminar von meinem Lehrer vermittelt bekam: seine urbane Sicherheit im Unterscheiden von Attitüden, die gelegentlich miteinander verwechselt werden und zwischen denen dennoch Welten liegen: der Fähigkeit, systematisch zu denken, ohne sterilem Systemdenken anheim zu fallen. Dem Vermögen, zwischen Vertraulichkeit, ja Vertrautheit und Klüngerlei zu differenzieren. Und jener kleinen Spur Fremdheit, sich selbst und Anderen gegenüber, die zu überspielen Lüge wäre.

Jürgen Wertheimer